Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

163 (16.7.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 161

Visual Library

Nr. 161. **Karlsruhe, Freitag, den 16. Juli** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Arbeitskraft. (15)

Roman von Doris Freiin v. Spättgen.

(Nachdruck verboten.)

Hulda war aufgestanden und nahm den Kohleneimer in den Arm.

„Ach ja, Herr Assessor, es erbarmt mich oft, wenn ich das hübsche, junge Wesen hier so verkümmern sehe."

„Verkümmern? Wie so denn?" fragte er ungeduldig.

„Na, ich meine nur, im Vergleich zu anderen Fräuleins ihres Standes — hier giebt's nie einen Spaß, nie eine Landpartie, nie einen Theaterabend oder dergleichen. Solch' Achtzehnjährige will doch auch 'mal einen Lieutenant sehen!"

„Was? — Donnerwetter, hören Sie 'mal an, Huldachen, meinen Sie, daß „Lieutenants" die einzigen Männer sind, jungen Mädchen zu gefallen?!" rief der Graf in komischem Zorne.

Verlegen trippelte die Verwachsene von einem Beine auf das andere, dann erwiderte sie begütigend:

„Ich dachte jetzt nur an das bunte Tuch, was doch so in die Augen fällt. Mir ist das Zivil schon zehnmal lieber, Herr Assessor!"

„So — wirklich? Bravo, Hulda! Für dieses kapitale Wort soll Ihnen das Christkind auch ein neues Winterjaquet bringen!" rief Tassilo höchlichst amüsiert.

„Aber, Herr Assessor, nein, nein, das wäre so was!"

„Wie — Sie wollen keins? Ich dächte, Ihre alte Jacke wäre schon recht dünn und schlecht?"

Das treue Geschöpf wurde plötzlich von einem sonderbaren Würgen befallen, als ob ihm etwas im Halse säße, was hinunterzuschlucken nicht gelang.

„Ach — Ihnen, Herr Assessor, hat der liebe Gott auch noch 'mal was ganz Apartes aufgespart, Zeit bringt Rosen!" sagte sie in dem ihr eigenen Pathos und schlich leise aus dem Zimmer.

Auch Tassilo's Züge waren wieder ernst geworden und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Etwas „Besonderes" meinte die alte Person! O, er wußte schon, was das Besondere für ihn bedeutete; wußte, warum es ihn jetzt oft so seltsam beseligend durchschauerte.

Während jener elf Monate, welche er hier wohnte, hatte ihn zwar oft schon das Gefühl beschlichen, als sei es mehr als Freundschaft und Sympathie, als sei es irgend ein geheimnisvolles Band, das ihn so gewaltsam zu diesen Menschen hinziehe; allein erst in allerletzter Zeit war ihm recht klar geworden, das ihr schlichtes Heim, hoch oben im dritten Stockwerke einer bescheidenen Straße, für ihn das größte Glück auf Erden barg.

Er wußte vielleicht selbst nicht einmal, wie der süße Zauber einer anfänglich schüchternen, dann heißen, schrankenlosen Liebe über ihn Gewalt bekommen; ob der scheue Blick jener ernsten, braunen Augen oder Mauritia von Waldenstädt's mädchenhafte Zurückhaltung sein Herz bezwungen.

Eines aber wußte er sicher, daß das holde Kind mit dem durchgeistigten Madonnengesichtchen und dem für seine Jahre hinaus gesetzten Wesen ihm teuerer geworden als alles in der Welt!

Dabei hatte er es sich aber streng und gewissenhaft zur Pflicht gemacht, weder den ahnungslosen Eltern, noch dem Töchterlein selbst etwas von den Empfindungen seines Innern zu verraten. Er wollte sich und ihnen die harmlose Unbefangenheit nicht rauben.

Allein demungeachtet trat die Frage immer dringender an ihn heran, wie die Zukunft sich gestalten sollte.

Durfte er in seiner vom Vater noch völlig abhängigen Stellung schon an die Gründung eines eigenen Herdes denken? Und würde diejenige, welche er sich zur Lebensgefährtin erkoren, den Eltern als Schwiegertochter auch genehm sein?

Wußte er doch genau, mit welch' schweren Kämpfen Lorle sich ihr Glück hatte erringen müssen. Nun sollte auch er vor Vater und Mutter hintreten und seine Liebe zu der „Maus" bekennen. Dabei mußte selbstverständlich der kümmerlichen Vermögenslage der Waldenstädt's Erwähnung gethan werden. Klangen Ria's harte, lieblose Worte doch noch immer an sein Ohr:

„Leute, welche Zimmer vermieten, sind nicht gesellschaftsberechtigt!"

Aber auch der Vater würde ihm sicher ernste Vorstellungen machen, ihn an seine Karriere, an Stand, Namen und Gott weiß was noch erinnern.

„Ja, wenn nur ein einziger Mensch einmal tiefer in die Häuslichkeit der Waldenstädt's zu blicken vermöchte! Wie bald würde man erkennen, daß hier ein Hauch von schönster Eintracht, Friede und Poesie durch diese bescheidenen Räume wehe.

Aber halt, wie war ihm denn: Jobst wollte ja kommen und ihn besuchen. Sollte er den lieben, prächtigen Jobst, den welterfahrenen Mann mit dem warmen Herzen etwa ins Vertrauen ziehen? Vielleicht konnte er ihm einen Rat erteilen, ob er sich Hoffnungen hingeben dürfe oder ob die Pflicht gegen Eltern und Geschwister ihm geböte, dem schönen Glückstraum zu entsagen. Nein, nein, er bangte auch vor Jobst.

Trostlosen Blickes schaute Tassilo aus dem Fenster. Jetzt wirbelten die ersten Schneeflocken daran vorbei; aber das von Hulda angefachte Feuer prasselte lustig und ließ es doppelt gemütlich im Zimmer erscheinen.

Wenn die Verhältnisse ihn wirklich zwängen, den vortrefflichen Menschen, deren Umgang, wie er nur zu wohl fühlte, veredelnd auf seinen Charakter wirkte, mit kühlem Danke Lebewohl zu sagen — diese trauten vier Pfähle zu verlassen! Wie beglückend erschien ihm jene stille Sorgfalt, die ihn hier umgab.

Und er, der in Wohlstand und Comfort aufgewachsene junge Mann — lebte und webte mit Leuten, die in harter Arbeit das tägliche Brot erringen mußten!

Eine peinigende Unruhe hatte Tassilo Brandenfels erfaßt.

Er warf sein Manuskript zusammen, griff nach dem Hute und verließ das Gemach.

Beim Betreten des meist dämmerigen Entrées schlugen die Laute eines wohlbekannten, melodischen Organs an sein Ohr. Wie gebannt stutzte er:

„Ja, Papa, ich sagte dem Herrn, Mama sei augenblicklich nicht daheim. Da er durchaus seinen Namen nicht nennen wollte, so glaubte ich, in Deinem Sinne gehandelt zu haben, als ich ihn abwies."

Mauritia, welche in der Thüre von ihres Vaters Zimmer stand, sprach mit gedämpfter Stimme.

„Wie sah der Mann aus? Kannst Du Dich besinnen, ihn jemals gesehen zu haben, Kind? War es etwa einer jener Leute, denen — wir — Geld schulden?" fragte Herr von Waldenstädt in heftigem Flüstertone, indes laut genug, um von Tassilo verstanden zu werden. Dieser blieb — auf die Gefahr hin, eine Indiskretion zu begehen, wie angewurzelt stehen.

„Der Fremde war groß und sah äußerst distinguirt aus. Aufgefallen sind mir nur seine dunklen, sprechenden Augen und ein spitz geschnittener Vollbart. Ich bin ihm nie vorher begegnet", gab „Maus" ängstlich zurück.

„Hm — und er bestand darauf, Mama zu sprechen?"

„Ja, er will in einer Stunde wiederkommen, Papa."

„Sonderbar! Ich wüßte nicht, wer ein Interesse haben könnte, uns hier zu besuchen!" sagte der Hausherr und schloß hinter sich und „Maus" die Thür.

Jetzt erst vermochte Tassilo die Wohnung unbemerkt zu verlassen. Ganz eigenartige Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Paßte die Beschreibung des Unbekannten nicht genau auf Jobst?

Nun, vielleicht irrte er sich. Seine Phantasie war heute krankhaft erregt.

Da es hohe Zeit für ihn geworden war, nach dem Gerichtsgebäude zu kommen, so winkte er rasch eine Droschke heran und fuhr von dannen.

* * *

Frau von Waldenstädt, eine hochgewachsene, noch jugendlich schlanke Erscheinung, stand inmitten ihres zwar anspruchslos einfachen, allein doch mit zarter Sinnigkeit und peinlicher Akkuratesse eingerichteten kleinen Salons.

Gutgepflegte Blattgewächse und eine große Volière mit allerdings nicht kostbaren, doch niedlichen kleinen Vögeln belebte den anheimelnden Raum.

Im Moment prägten sich Unruhe und innere Erregung auf den fein geschnittenen Zügen der etwa 39jährigen Dame aus, und in ängstlicher Spannung hafteten ihre Augen an der Thür.

Als sie von einem kleinen Ausgange nach Hause zurückgekehrt war, hatte Hulda ihr gemeldet, daß der nämliche Herr, welcher schon einmal dagewesen sei, nun vorgelassen zu werden bitte.

Für Sekunden dachte Frau von Waldenstädt daran, den Fremden kurzweg abzuweisen. Das seltsame Verschweigen seines Namens dünkte ihr auffällig. Man pflegte bei gebildeten Leuten bei Besuchen auf gewisse Formen zu halten.

Allein durch die harte Schule des Lebens war ihr auch andererseits wieder ein besonderer Mut verliehen worden, und daher bemühte sie sich, stets jeder Sache auf den Grund zu gehen.

In der ihr eigenen kühl reservierten Art, welche ihr ungeachtet des mehr wie einfachen Kleides, das sie trug, eine vornehme Würde verlieh, empfing sie jetzt den angekündigten Gast.

Beim Anblick des großen, kraftvollen Mannes, dessen Haupt so stolz und sicher auf den breiten Schultern saß, war es ihr plötzlich, als schwebten halb verwischte Erinnerungen flüchtig an ihrem Geiste vorüber.

Wo in aller Welt hatte sie dieses Rassegesicht mit den ausdrucksvollen Augen schon einmal gesehen? Gewahrte der Unbekannte, daß sie stutzte?

Nein! Ernst, fremd und kalt trat er ihr entgegen; dann verneigte er sich beinahe ehrfurchtsvoll und sagte höflich:

„Mein dringendes Gesuch, welches fast den Charakter einer Taktlosigkeit an sich trägt, mag Ihnen, gnädige Frau, zum Beweise dienen, wie viel mir daran lag, von Ihnen empfangen zu werden."

„Allerdings — ich nehme an, daß es eine ganz besondere Angelegenheit ist, welche Sie hierherführt, mein Herr, und ich muß mein Befremden darüber eingestehen", erwiderte die Dame, ohne einen Schritt von ihrem Platze zu weichen, ohne ihn zum Nähertreten aufzufordern.

„Und dennoch liegt diesem sonderbaren Benehmen meinerseits eine wohlüberlegte Absicht zu Grunde, gnädige Frau. Ich wollte Ihnen meinen Namen selbst nennen, weil ich in Erfahrung gebracht habe, daß Sie in manchen Punkten unbarmherzig schroff sind. Ja, Sie würden auch solche zurückweisen, denen die Bande des Blutes ein Recht geben, sich Ihnen teilnehmend zu nahen!"

Fest und voll klang des fremden Mannes sonores Organ durch das kleine Gemach.

Mit energischem Ruck flog der Angeredeten Kopf blitzschnell in den Nacken, während sich ein herber, strenger Zug um ihre Lippen lagerte. Eigentümlich tonlos brachte sie hervor:

„Die einzigen Menschen, auf welche das Wort „Bande des Blutes" Bezug haben könnte, sind mein Gatte und meine Kinder. Sonst giebt es Niemanden in der weiten Welt, der sich das Recht, mir Teilnahme entgegenzubringen, anmaßen dürfte. Ich bedarf derselben Gott Lob nicht, mein Herr!"

Ueber die offenen Züge des stattlichen Mannes flog ein Schatten hin, während er das schmale, abgehärmte, einst gewiß sehr anziehende Frauenantlitz wehmütig betrachtete.

Sie wollte — brauchte keine Teilnahme! Dies war ein Ausspruch, der in seiner eigenen Brust wunderbar sympathische Saiten erklingen ließ.

Noch straffer richtete er sich empor und sagte nachdrücklich:

„Als einzige Antwort hierauf lassen Sie mich Ihnen bekennen, gnädige Frau, daß ich Jobst Rheinsberg bin!"

Regungslos, ohne einen Zug von Ueberraschung oder Freude zu verraten, verharrte Frau von Waldenstädt auf ihrem Platz. Nur halb mechanisch hatte ihre Rechte nach der Lehne eines Stuhles gegriffen, die sie jetzt fest umschlossen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiser-Wilhelm-Brücke bei Müngsten.

Heute Donnerstag wird in Gegenwart des Prinzen Friedrich Leopold, des Vicepräsidenten des Staatsministeriums und Finanzministers Dr. v. Miquel und des Ministers der öffentlichen Arbeiten Thielen die Eisenbahnstrecke Remscheid-Solingen eröffnet. Die neue Eisenbahnstrecke erlangt durch eines ihrer Bauwerke, das zu den großartigsten und kühnsten Schöpfungen der Ingenieurkunst nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt gehört, eine so hervorragende nationale Bedeutung, daß man allseitig die Teilnahme eines Prinzen und zweier Minister an der Eröffnungsfeier als eine deutscher Technik und deutscher Industrie gezollte Anerkennung und Auszeichnung mit freudiger Befriedigung ansehen wird.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der neuen Bahn und damit die des Brückenbaues bei Müngsten kommt in einigen einfachen Zahlen zum Ausdruck. Der „Nordd. Allg. Ztg." entnehmen wir darüber die nachfolgenden Mitteilungen. Die beiden Schwesterstädte Remscheid und Solingen, die mit ihren Eisen- und Stahlerzeugnissen den Ruhm deutschen Gewerbefleißes in aller Welt verbreiten, liegen auf den Höhen des rechtsrheinischen Gebirgszuges nur etwa 8 Kilometer in der Luftlinie von einander entfernt, die beiden, wie sich aus der Verwandtschaft ihrer Industriespezialitäten ergiebt, durch zahlreiche gemeinsame Interessen eng verbundenen Industriemittelpunkte waren aber bisher durch das steil und tief in das Plateau eingeschluchtete Thal der Wupper von einander geschieden. Trotz der eifrigen Bestrebungen der beiden aufblühenden Städte, deren Bevölkerungszahl sich seit 1870 bereits mehr als verdoppelt und bei der letzten Zählung für Remscheid 48 000, für Solingen 41 000 Köpfe ergeben hat, wollte es ihnen nicht gelingen, eine direkte Eisenbahnverbindung zu erlangen; die Eisenbahnstrecken, an denen beide Orte liegen, trafen bisher nur in weitem, 44 km langem Bogen auf einander. Die Technik schien lange vor der Schwierigkeit der Aufgaben zurückzuschrecken, welche ihr aus dem Bau einer direkten Verbindung erwuchsen, die in nichts anderem als in einer Ueberbrückung des Wupperthales bestehen konnte, und schließlich bildete lange noch der Kostenpunkt ein Hemmnis der Ausführung. Endlich wurde auch dieses beseitigt, indem der Landtag nach einem Projekt, das die K. Eisenbahndirektion Elberfeld aufstellte, im Jahre 1890 die Geldmittel bewilligte.

Nun ist das Werk vollendet und die beiden Städte sehen sich durch eine nur 10,7 km lange Eisenbahnstrecke verbunden, ihre Entfernung von einander ist damit auf einige Minuten Fahrzeit zusammengeschrumpft.

Die Kosten der Bahnlinie betragen, abgesehen vom Grunderwerb, der den beiden interessierten Städten zur Last fiel, rund 5 650 000 M.; davon entfällt nahezu die Hälfte — 2 750 000 M. —

auf den Bau der Wupperthal-Brücke. Schon diese Summe zeigt, welch' gewaltiges Werk die Kunst des Ingenieurs hier geschaffen.

Die Schwierigkeiten des Geländes, die durch die Brücke zu überwinden waren, sprechen sich in folgenden drei Höhenangaben aus: es beträgt die Höhe des Bahnhofs Solingen 203 Meter, des Wasserspiegels der Wupper 99 Meter, des Bahnhofs Remscheid 303 Meter. Um einen Ausgleich für diese auf eine so geringe horizontale Entfernung sich zusammendrängenden Höhenunterschiede zu finden, entschloß man sich, eine eiserne Brücke in einer Höhe von 107 (genau 106,83) Metern über dem Mittelwasser der Wupper über das Thal zu führen, wodurch es möglich wurde, die Bahn auf der Remscheider Seite in Steigungen, welche ein voller Betrieb eben noch zuläßt (1 : 60), ohne allzu bedeutende Umwege dem Endpunkte zuzuleiten. Welch' großartige Aufgabe der deutsche Brückenbauer durch Ausführung dieses Projekts glücklich löste, ergiebt ein Vergleich mit anderen Brückenbauten, die als kühne und meisterhafte Leistungen amerikanischen Unternehmungsgeistes gepriesen werden. So erheben sich die Pfeiler der Eriebahnbrücke über die Kinzua-Schlucht bei Bradford zu 91,4 Meter Höhe, der Pekos-Viadukt der Südpazifik-Bahn überschreitet 98,5 Meter über dem Flusse die Schlucht, und der Loa-Viadukt in Bolivien übersetzt den Fluß in der als „schwindelnd" bezeichneten Höhe von 100,1 m. Die Höhe der Brücke bei Müngsten überragt somit um ein Beträchtliches noch die dieser drei uns als bisher höchste bekannten Brückenbauten. Um die Vorstellung von ihrer Höhe noch lebhafter zu gestatten, sei erwähnt, daß die weltbekannte Brücke zwischen New-York und Brooklyn über den East River 41,2, unsere herrliche Brücke bei Grünenthal über den Kaiser Wilhelm-Kanal 42 m über dem Hochwasserspiegel liegt und daß sie mit dieser Höhenlage den höchstbemasteten Schiffen die Durchfahrt gewähren.

Die neue Brücke überschreitet in einer Länge von 465 m mit 7 Oeffnungen das Wupperthal. Ihre Mittelöffnunng überspannt mit einem gewaltigen Bogen von 170 m Weite — damit stark die Douro-Brücke bei Oporto übertreffend — die Thalsohle; an sie schließen sich, an den felsigen Thalwänden emporsteigend, je drei Oeffnungen an, welche von sogenannten Gerüstbrücken gebildet werden. Das Gesammtgewicht der für den gewaltigen Bau erforderten Eisenmasse beträgt rund 5100 Tons, d. h. 5 100 000 Kilogr.

Aber nicht nur die Konstruktion der Brücke, sondern auch die Ausführung des Werkes selbst, zumal der Aufbau des Mittelbogens, erweist sich als meisterhafte Leistung unserer deutschen Techniker. Der Riesenbogen wurde trotz seiner gewaltigen Höhe und Weite frei montiert, ohne irgend ein Hilfsgerüst. Von den mit dem Bogen verbundenen Seitenpfeilern wurden die Konstruktionsteile der Träger konsolenartig vorgetrieben, und von ihnen aus hoben elektrisch bewegte Drehkähne die wuchtigen Teile der Bogenkonstruktion empor. Sinnreiche Vorkehrungen ermöglichten in der Luft das Zusammenfügen der Eisenmassen und hoben das durch diese bedingte, an den Pfeilern wirkende Kippmoment auf, bis endlich der Bogenschluß vollzogen, der Schlußniet im Bogenscheitel eingehämmert werden konnte.

Berliner Brief.

(Aus der „N. Zür. Ztg.")

Berlin, 12. Juli.

Der große Schreck, daß der Renz'sche Cirkus aufgelöst und spurlos aus der irdischen Welt des internationalen Vergnügens verschwinden werde, hat sich gemildert, da aus Hamburg, wo der Direktor Renz zur Zeit wohnt, die frohe Kunde kommt, daß sich unter Führung des Herrn Renz wohl ein Konsortium kapitalkräftiger Männer finden werde, um das große Institut zu übernehmen. Die Cirkus- und Balletwelt einschließlich ihrer jungen und alten Freunde atmet auf ob dieser himmlischen Botschaft in einer Sache, die von Berlin bis Petersburg, von Hamburg bis Wien das Artistenvölkchen bewegt, denn der Cirkus Renz spielt als eine der größten Unternehmungen seiner Art in ihrem Leben eine erhebliche Rolle. Neulich wurde eine kleine Statistik aufgemacht, und dabei kamen Ziffern zu tage, welche das Jahresbudget dieses Cirkus-Unternehmens dem eines Kleinstaates gewachsen zeigten; wenn ich mich recht erinnere, erreichten allein die Gagen für Angestellte beinahe eine kleine Million Mark jährlich.

Man spricht augenblicklich von einem artigen Prozeß in der Theaterwelt, wo sich der Herr Direktor Prasch vom Berliner Theater noch verklagen lassen muß, obgleich er die gegen ihn erhobene Forderung für berechtigt anerkennt. Frau Teresina Geßner, zwar nicht eine der hervorragendsten, aber eine der angenehmsten und beliebtesten Schauspielerinnen Berlins, saß als Königin in einem Stuhle auf der Bühne, ihr Geliebter wirft sich, der Vorschrift des gespielten Stückes gemäß, in ihren Schoß, dabei giebt's einen fürchterlichen Krach, der Stuhl bricht zusammen, das fürstliche Paar trudelt auf die Bretter, und Frau Teresina bricht sich ihr linkes Bein. Aerztliche Kurkosten und Verlust an Spielhonoraren während ihrer Krankheit werden von der Dame auf rund 4000 Mark veranschlagt und der Direktor auf diesen Schaden-Ersatz verklagt, denn es sei Schuld der Theaterleitung, daß ein so schwacher Stuhl auf die Bühne gestellt wurde, der das Gewicht eines Liebespaares nicht aushielt. Herr Theaterdirektor Prasch gesteht den Fehler wohl zu und ist bereit zur Schadensersatzpflicht, aber er hat sich und seine Künstler gegen Unfall bei einer Gesellschaft versichert, und diese zahlt nur, wenn der Direktor rechtskräftig vom Gerichte zum Ersatz verurteilt wird. So muß die schöne Heldinnen-Darstellerin in guter Freundschaft mit ihrem Direktor diesen verklagen, und wir erleben einen Theaterprozeß, wie er in den Bühnen-Annalen gewiß selten vorkommt: daß beide streitende Parteien in bestem Einvernehmen vor Gericht gehen! Frau Teresina Geßner, oder richtiger Frau Sommerstorf-Geßner — sie ist mit dem bekannten Schauspieler Sommerstorf verheiratet — ist eine der reizendsten Erscheinungen unserer Bühnenwelt, keine große Künstlerin, aber eine sanfte Schönheit ersten Ranges und berühmt dadurch, daß ihr trotzdem niemals das geringste Abenteuer nachgesagt wurde. Das bürgerliche Theaterpublikum hat sie außerordentlich gern; in Rollen sentimental-holder Weiblichkeit reißt sie mit ihrer wohllautenden Stimme und der rührenden Holdseligkeit ihrer Gestalt die Männerwelt — besonders das junge Volk — zur schwärmerischen Bewunderung und die lieben Weiblein zu freundlichem Weinen hin. Es giebt keinen begeisterten Theaterjüngling in Berlin, der nicht für die „göttliche Teresina" sich begeisterte und bereit wäre, sein Dichterblut für sie in flammenden Versen zu verspritzen, während die reiferen Männer sich mehr für Frau Sorma vom Deutschen Theater erhitzen, die als weitaus größere Künstlerin an Temperament und Bühnen-Rasse der sanften Geßner sehr erheblich überlegen ist und überhaupt zu den ersten Kräften deutscher Schauspielkunst gehört.

Aus Gerichtsverhandlungen der letzten Tagen konnte man erbaulich lernen, wie gelegentlich Diebstähle hervorragenden Stils entstehen. Jüngst wurde ein reicher Juwelier-Laden in der Leipzigerstraße gründlich ausgeräumt, wobei das Raffinement der Spitzbuben die Polizei verblüffte. Der Diebstahl wurde in belebtester Gegend an einem Sonntag vollzogen, ohne daß die Nachbarn das geringste gemerkt hatten. Gefaßt wurden die Gauner nur dadurch, weil sie bei der Verteilung der reichen Beute uneins wurden, sich gegenseitig betrogen und dann aus Rache anzeigten. Einer der Spitzbuben, der „Baldowerer", d. h. der gewerbsmäßige Ausschnüffler von Diebsgelegenheiten, war eines Tages auf dem Decke eines Omnibusses die Leipzigerstraße entlang gefahren und hatte dabei von seinem hohen luftigen Sitz flüchtig gesehen, daß die Mietwohnung, welche in dem Stockwerke über dem Juwelierladen liegt, leer war und von Bauhandwerkern aufgefrischt wurde. Daraufhin wurde der Einbruchsplan entworfen. Am Sonntag früh kamen die Spitzbuben als Bauhandwerker verkleidet in die leere Wohnung mittels Nachschlüssels, während die wirklichen Arbeiter Sonntagsruhe hielten. Die Diebe brachen leise zunächst ein handgroßes Loch durch den Fußboden, der gleichzeitig die Zimmerdecke des ebenfalls wegen Sonntagsruhe geschlossenen Ladens bildete. Dann steckten sie einen Regenschirm durch das kleine Loch und spannten ihn auf, sodaß bei dem weiteren Durchbrechen der Ladendecke alle Steine und Mörtel von dem Regenschirm aufgefangen und damit jedes verdächtige Geräusch durch herabfallende Deckestücken vermieden werden konnte. Nachdem das Loch groß genug war, ließ man den schmächtigsten Spießbruder an einem Strick in den Ladenraum hinab, wo dann die kostbare Beute in einen Sack aufgelesen wurde. Die kunstvollen Schlösser und Läutevorrichtungen an den Ladenthüren blieben unter solchen Umständen natürlich unberührt; niemand hörte etwas von den Dieben, und niemand hatte Argwohn, als die anscheinenden Bauarbeiter nachher mit ihren Arbeitssäcken das Haus verließen.

Verschiedenes.

Eine für Radfahrer wichtige Entscheidung fällte die achte Strafkammer des Landgerichts I in Berlin bezüglich des Beleuchtens eines Zweirades. In der Wilhelmstraße in Berlin hatte ein Schutzmannsposten einen Radfahrer, der seine Maschine in später Abendstunde unbeleuchtet dicht an der Bordschwelle mit der Hand führte, angehalten und wegen Uebertretung des Straßenpolizeireglements zur Anzeige gebracht. Gegen die Polizeistrafe beantragte der Radfahrer richterliche Entscheidung, und das Schöffengericht gelangte zu einer Freisprechung. Der Staatsanwalt legte Berufung mit der Rechtfertigung ein, daß Gefährte aller Art im Interesse des öffentlichen Verkehrs beleuchtet sein müssen. Wenn auch der Angeklagte geltend mache, daß er gerade deshalb, weil er keine Laterne bei sich hatte, sein Fahrrad neben sich führte, so befreie ihn dieser Umstand doch nicht von der Strafe, da alsdann auch ein Kutscher, der sein unbeleuchtetes Gefährt zur Nachtzeit nicht vom Bocke aus fahre, sondern vom Zügel aus leite, straflos bleiben müsse. Da es sich um eine grundsätzliche Frage handle, beantragte der Staatsanwalt 1 M. Geldstrafe. Die Strafkammer des Landgerichts schloß sich aber der Ansicht des Verteidigers an, daß ein Zweirad kein Transportmittel sei und sich dadurch vom Dreirad, das jedem andern Fuhrwerk gleichgestellt wird, wesentlich unterscheide. Eine Gefährdung des öffentlichen Verkehrs könne

durch ein Zweirad nicht eintreten, weil der Radfahrer jederzeit Herr über seine Maschine ist und sie beliebig an der Hand führen kann. Die Polizeiverordnung dürfe auch nicht zu weit ausgedehnt werden, da sonst auch Kinderwagen, die des Abends an der Hand geführt werden, ebenfalls beleuchtet werden müßten. Aus diesem Gesichtspunkte heraus wurde das Urteil erster Instanz bestätigt.

Frauenbart. Die Fälle, in denen Frauen mit der ihnen allerdings nicht sehr erwünschten Zierde eines stattlichen Backenbartes behaftet sind, sind durchaus nicht so selten, wie man gemeiniglich wohl annimmt. Bisher pflegte man solche Erscheinungen als atavistische aufzufassen, das heißt, als Rückschläge in die Körperbildung vorgeschichtlicher Menschen, und man glaubte gerade aus bärtigen Frauen schließen zu sollen, daß in einer früheren Epoche der Entwicklung des Menschengeschlechts auch das weibliche Geschlecht allgemein bebartet gewesen sei. Nun wird aber darauf hingewiesen, daß diese Ansicht eigentlich durch nichts begründet ist. Im Gegenteil, die Betrachtung der heute lebenden Menschen läßt eher die Meinung entstehen, daß die früheren Menschen unbebartet gewesen seien. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß unter den jetzigen Menschenrassen gerade die niedrigst stehenden, die körperlich und kulturell unentwickelsten, keinen oder doch nur einen schwächlichen Backenbart an ihren Männern zeigen, während die Männer der höchst entwickelten Rassen und Völker sich eines stattlichen Bartwuchses erfreuen. Danach muß die Ansicht begründet erscheinen, daß mit steigender Entwicklung des Menschengeschlechts sich auch der Bart entwickelt, und wenn heutzutage im allgemeinen nur den Männern ein Backenbart wächst, so wird man wohl sagen dürfen, daß in dieser Beziehung die Entwicklung des männlichen Geschlechts derjenigen des weiblichen Geschlechts vorangeeilt ist. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man also die bärtigen Frauen unserer Zeit als Vorläufer einer späteren Epoche ansehen, in der die Frauen allgemein Bärte tragen werden. Vielleicht wird dann auch die Frauenemanzipation durchgeführt sein, so daß das entschiedene Auftreten der Frau ihrem strammen Aussehen entsprechen wird. (Schw. M.)

Eine internationale Katzenausstellung. Vom 1. bis 6. Oktober d. J. wird in München während des Oktoberfestes zum erstenmale in Deutschland eine große internationale Katzenausstellung veranstaltet werden. Zur Ausstellung werden zugelassen: a) Hauskatzen: 1. einfarbige, 2. gestromte, 3. gefleckte; b) fremdländische Katzen: Angora, Perser, Chinesen 2c. (einfarbige, gestromte, gefleckte); c) Katzenfelle, Katzenbilder, Litteratur und Gerätschaften, welche mit der Zucht und Pflege, sowie Verwertung der Katzen in Verbindung stehen. Die Prämiierung findet am 1. Oktober statt; das Preisrichteramt haben die Tiermaler Jean Bungartz-Lechenich und C. C. Specht-Stuttgart übernommen. An Preisen kommen zur Verteilung: 25 Ehrenpreise, bestehend in wertvollen Kunstgegenständen, goldene Medaillen, silberne Medaillen, bronzene Medaillen und ferner lobende Anerkennungen.

Die erste elektrische Alpenhochbahn in Oesterreich. Es ist ein Verdienst des um die Hebung des Fremdenverkehres in Tirol eifrigst besorgten Gossensasser Hoteliers Ludwig Gröbner, daß Tirol eine Alpenbahn ersten Ranges, eine elektrische Hochbahn erhält, deren Endstation den höchsten Punkt erreichen soll, der bis jetzt von einem Schienengeleise in Europa erreicht worden ist. Auf das Hühnerspiel, auch Amthorspitze genannt (2751 m), soll von Gossensaß aus eine elektrisch betriebene Drahtseilbahn gebaut werden. Die ungemein starke Wasserkraft der Eisack, von der an einem Punkte mehr als 400 HP. gewonnen werden können, soll benützt werden, um einen Seilbetrieb zur Wagenbeförderung von Gossensaß auf die Amthorspitze herzustellen. Die bestehenden Wirtschaften „Hochwieden" (1400 m hoch) und „Amthor-Schutzhaus" (1800 m hoch) sollen in Hotels umgewandelt und in der Nähe des Gipfels ein drittes Hotel gebaut werden. Das ganze Projekt ist technisch und finanziell vom Ingenieur Freiherr v. Tröltsch in Innsbruck vollständig ausgearbeitet, und Herr Gröbner ist bestrebt, die Ausführung baldigst in Angriff nehmen zu lassen.

Humoristisches.

Zeitungshumor. Ueber die Thätigkeit der Dampfspritzen bei dem Brande der Hamburger Elektrizitätswerke wird in Nr. 151 des Lübecker „General-Anzeigers" berichtet: „Unaufhörlich flossen dicke Wasserstrahlen über die noch immer Feuer verursachenden Maschinen hernieder, sodaß bald in dieser, bald in jener Ecke des großen Gebäudes die Flammen blitzartig emporschossen und ein weiteres Appartement in Brand setzten." Wenn das die Wirkung war, hätte man lieber mit dem Löschen aufhören sollen. — Der „General-Anzeiger für Neumünstrr" (Nr. 152) teilt mit: Konservenfabrik. Von Seiten der Besitzer der Koppeln zwischen hier und Gadeland wird beabsichtigt, eine Konservenfabrik zu erbauen. Die Ländereien sollen, im Fall die Sache zu stande kommt, mit Konserven bepflanzt werden." Wahrscheinlich wird nicht viel dabei herauskommen, aber einen Versuch kann man ja immerhin machen. — Im Bericht über eine Versammlung des Schwurgerichts zu Altona (s. „Pinneberger Wochenblatt" vom 26. Juni) heißt es: „Man hatte behauptet, daß er (ein gewisser H.) der Vater eines von ihm geborenen unehelichen Kindes sei." Wenn H. das Kind geboren hat, ist er der Vater des Kindes. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß H. überhaupt in der Lage war, ein Kind zu gebären. (Aus dem Briefkasten des Kladderadatsch.)

Litterarisches.

— Am 22. April starb in Wien der bekannte Kunsthistoriker Karl v. Lützow. Bekannt darf man ihn schon deshalb nennen, weil sein Name als der des Herausgebers an der Spitze der viel gelesenen „Zeitschrift für bildende Kunst" stand. Sein Wirken an dieser Zeitschrift ist es auch, das in erster Linie seinen Namen populär gemacht hat. Zu einer Zeit, da die äußere Ausstattung deutscher Zeitschriften und besonders Kunstzeitschriften überaus ärmlich zu sein pflegte, hat er mit Thatkraft die Zeitschrift für bildende Kunst mit einer verhältnismäßigen Opulenz Dank dem Unternehmungsgeiste des Verlegers E. A. Seemann zu gestalten gewußt und seit dem Jahre 1866 mit klarem Blick sie zu einer möglichst unparteiischen und selbständigen auszubilden sich bemüht. So schuf er ihr die Stellung und Bedeutung, die sie heute inne hat. Das Maiheft beginnt mit einer Rettung des vielgescholtenen Malers von Kreta, Dom. Theotocopuli, aus der Feder des bekannten Kunsthistorikers J. Justi, der zunächst über die Jugendwerke dieses Künstlers berichtet und ihm u. a. mehrere Bilder zuweist, bei denen die Autorschaft dieses Malers in Vergessenheit geraten war. In einem zweiten, sehr reich illustrierten Aufsatz wird uns eine Charakteristik des neuerdings wieder sehr beliebten frühflorentinischen Renaissancemeisters Sandro Botticelli entrollt. Ueber einen interessanten Versuch, einzelne Partien des alten Pompeji im Geiste wieder aufzubauen, berichtet ein dritter Aufsatz desselben Heftes. Der Leipziger Baumeister C. Weichart, der zu längerem Aufenthalt im Süden genötigt war, hat sich im jahrelangen Verkehr mit den zerfallenen Resten der merkwürdigen Stadt innig vertraut gemacht: Phantasie, Gestaltungskraft und Wissenschaft vereinigen sich in dem von dem Autor auf eigene Faust unternommenen Werke, um ein Stück der alten Städte lebenswahr wieder aufzubauen. — Das dem Hauptblatte beigegebene Kunstgewerbeblatt, unter Leitung Karl Hoffmann's-Berlin stehend, bringt eine Studie über alte Goldschmiedearbeiten aus Riga mit mehreren Abbildungen und eine geistreiche Erörterung über die Seele des Materials von R. Rücklin-Pforzheim; ferner außer mannigfachen Notizen und Besprechungen eine reiche Fülle von wertvollen Abbildungen im Text und zwei Tafeln. — Das soeben erschienene Juni-Heft der Zeitschrift bringt über den Führer der Münchener Secession, Ludwig Dill, eine ausführliche Charakteristik. Der Verfasser, P. Schultze-Naumburg, ist selbst ein Maler, der an der Hand einer beträchtlichen Anzahl von Illustrationen die künstlerischen Absichten Dills auseinander zu setzen sucht. Wer sich für die Kämpfe, die in der Entwickelung der modernen Malerei jetzt eine so große Rolle spielen, zu unterrichten wünscht, wird hier eine interessante Lektüre finden. — Für die, welche mit Vorliebe die Erzeugnisse der älteren Kunst studieren, legt Dr. G. Brandt in einem längeren illustrierten Aufsatz die Bedeutung des schleswig-holsteinischen Bildschnitzers Hans Gutewerdt, dar (geb. in Eckernförde im Jahre 1600), dem, wie der Verfasser sagt, sich zu seiner Zeit in ganz Deutschland keiner von andern Meistern zur Seite stellen durfte. — Ein italienischer Kunstforscher, G. Frizzoni, unterrichtet den Kunstfreund über die neueren Errungenschaften der italienischen Galerien, speciell solche der Breragalerie in Mailand und der Sammlungen in Parma und Modena. — Das begleitende Kunstgewerbeblatt informiert durch einen reich illustr. Aufsatz über die wertvolle Majolikasammlung des Herrn R. Zschille in Großenhain, die gegenwärtig im Leipziger Kunstgewerbemuseum ausgestellt ist. Es ist die einzige Sammlung in Deutschland, die sich an Vollständigkeit mit der Berliner Majolika-Sammlung messen kann. Alle wichtigen Fabrikationsorte und die führenden Werkstätten sind in ihr ziemlich lückenlos vertreten. Der kenntnisreiche Direktor des Kölner Kunstgewerbemuseums, Dr. O. v. Falke, giebt mit der Besprechung der fraglichen Sammlung zugleich eine kursorische Skizze der Geschichte der italienischen Majolika. Außer verschiedenen Notizen über kunstgewerbliche Vereine, Museen, Schulen u. s. w. bringt das Kunstgewerbeblatt noch eine große Anzahl von Abbildungen nach Erzeugnissen alten und neueren Kunstgewerbes. — Die Zeitschrift für bildende Kunst wird vom Oktober d. J. ab unter der Leitung des Herrn Dr. U. Thieme stehen und kostet mit den Beilagen: Kunstgewerbeblatt und Kunstchronik halbjährlich 16 M. (Verlag von Seemann u. Ko. in Leipzig.)

Scherzrätsel.

Wer hier gehabt ein Herz wie Drei,
Kann's wohl zu Etwas bringen.
Glaubt er auch nicht an die Eins-Zwei,
Wird sie ihn doch verschlingen.
Das Ganze hat nicht Glut noch Zahn,
Doch brennt und beißt es Jedermann.

Denksprüche.

Wenn dirs im Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst du besser haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben. Goethe.

* * *

Mehr liebt, wem Eifersucht entflammt,
Doch besser liebt, wer sie verdammt. Haug.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.